

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 7 (1885)
Heft: 4

Anhang: Beilage zu Nr. 4 der Schweizer Frauen-Zeitung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fenilleton.

Pflichten.

Zwei Erzählungen aus der Frauenwelt.

II.

Therese.

L'amour, c'est la vertu de la femme.
(George Sand.)

(Fortsetzung.)

Aber die Erkenntniß kam ihr plötzlich. Eines Tages, da sie in tieferes Nachdenken über sich und ihr Leben gerathen war, stellte sich ihr die Thatfache mit erschreckender Deutlichkeit vor Augen, daß schon mehr denn zehn Jahre nach und nach verfloßen waren, seitdem ihr Bräutigam von ihr gegangen, und mit einem Mal wurde ihr bange. Diese langen Jahre, ferne vom Geliebten verlebt, ohne Vollgenuß von ihm, kamen ihr vor wie zwiefach verlorne Zeit. Das Leben schien ihr nicht mehr so uner schöplich lang, ihr war, als müßte sie anfangen zu gehen damit, zu rechnen mit jedem Tag. Eine Unruhe, eine Unsicherheit erfaßte sie. Ihr Lebensweg, den sie bisanhin so klar sich vorzeichnet gesehen, verwirrte sich und wurde dunkler und dunkler. Sie erkannte, daß sie darauf nicht mehr lange weiter schreiten könne, aber wo gab es einen andern? Sie fand keinen. Es sollte Etwas geschehen, so dachte sie, aber was?

Diese schwüle Stimmung schleppte sie lange mit sich herum, da fiel vor ihren Augen ein Blitzstrahl. Erschreckend war dieser Schlag und grell das Licht, mit dem es das Dunkel erhellte, aber der Sturm, der ihm nachfolgte, klärte die Sachlage.

Ein Mann, nicht Felix, nicht ihr Bräutigam, nein, ein anderer Mann trat vor sie hin mit einer Werbung um ihre Hand. Mit Stauern und Schrecken las sie den Brief, der ihr zugleich den Besuch ihres Bewerbers, welcher sich das Jawort selbst holen wollte, auf den folgenden Tag ankündigte. Also so weit war es gekommen? Daß man sie nicht mehr als die Braut ihres Felix betrachtete, daß man sich für berechtigt hielt, um sie zu werben, als ob sie frei wäre?

Schon war sie im Begriff, auf diese Anfrage eine sehr deutliche Antwort zurückzuschicken, als sie sich besann. Es war ja möglich, eigentlich natürlich, daß die Leute, die einzig dem Anschein nach zu urtheilen vermögen, auf den Gedanken verfielen, sie sei frei geworden, gerade als ob sie nie verlobt gewesen. Sie hatte sich ja nie keine Mühe gegeben, die lange Abwesenheit ihres Bräutigams zu begründen, Jemand begreiflich zu machen, daß, trotz dieser scheinbaren Vernachlässigung, er sie noch so treu liebe, wie vor zehn Jahren, und in ihr immer noch sein zukünftiges Weib sehe. Es konnte dies also Niemand wissen, nur, weil sie selbst die selige Gewißheit mit sich, wo sie ging und stand, herumtrug, hatte sie sich eingebildet, die Anderen müßten ebenso denken wie sie. Aber, es war dies ja nicht die erste bittere Erfahrung, die sie im Leben machte, sie beruhigte sich wieder mit dem Voratz, das Mißverständniß baldmöglichst aufzuklären, denn dieses durfte nicht auf ihr liegen bleiben.

Nach einigem Besinnen entschied sie sich dafür, den angekündigten Besuch Herrn Heinberger's abzuwarten und ihm mündlich die nöthigen Erklärungen zu geben, schon um diesen so gut als möglich die Bitterkeit oder das Unböfliche zu nehmen, denn, in ihrer abhängigen Stellung als Lehrerin, war sie dem Vater zweier ihrer Zöglinge und zugleich dem reichen Mann gegenüber gezwungen, Rücksichten zu nehmen. Herr Heinberger hatte ihr viel Vertrauen gezeigt, indem er ihr seine zwei kleinen Mädchen, welche ihre Mutter verloren hatten, zu besonderer Pflege übergeben. Therese hatte die Kinder längere Zeit ganz bei sich gehabt und dieselben nur erst für die schöne Jahreszeit wieder in's väterliche Haus zurückgeschickt. Während dieses Winters, da die beiden Töchterchen bei ihr wohnten, war ganz natürlich deren Vater sehr oft bei ihr

gewesen. Sie hatte jedoch nie auch nur von Weitem daran gedacht, daß diese Besuche ebenso sehr der Lehrerin als den Kindern galten; der ganze Verkehr mit Herrn Heinberger war, seiner eigenen Art gemäß, so durchaus förmlich geblieben. Dieser hatte aber, wie Therese jetzt durch seinen Brief erfuhr, die Erzieherin seiner Kinder näher kennen zu lernen gesucht, und die reife Frucht seiner Annäherung war nun seine Werbung, da er, wie er Therese sagte, in ihrer Persönlichkeit die Eigenschaften vereinigt gefunden, die er von seiner Frau und von der Mutter seiner Kinder verlange.

Therese setzte eben in ihrem Kopfe die Worte und Sätze zurecht, die sie ihrem Besucher sagen wollte, als derselbe schon bei ihr eintrat und sich ihr gegenüber setzend, ohne irgend welche Einwendung oder Antwort Therese's abzuwarten, begann, ihr seine Wünsche noch einmal ausführlicher auseinanderzusetzen und dieselben des Langes und des Breiten zu begründen, ganz als ob sie auf der festesten Basis von der Welt stünden und von keiner Seite mehr umgestürzt werden könnten.

Herr Heinberger erwartete augenscheinlich nichts weniger als einen Abschlagn, dies sah jetzt Therese mit einigem Schrecken, und da sie dadurch all ihre schönen Sätze momentan ganz vergaß, saß sie stumm, während ihr Bewerber immer weiter auf sie einredete und zuletzt auf die Vortheile seiner geistlichen Lebensstellung zu sprechen kam; da hob sie mit einem Mal den Kopf. Sie wußte nicht, wie rasch es gekommen, ein Gedanke war plötzlich in ihr aufgestiegen: Wenn dieser Mann ihr Geld geben könnte für ihren Felix — das nöthige Geld, das der Arme stets vergeblich erträumte, erstrebte —

„Sind sie sehr reich?“ fragte sie kurz entschlossen.

„Sehr reich!“ wiederholte er lächelnd, ein wenig geschmeichelt. „Was nennen Sie so? Die Begriffe hierüber sind ja so sehr verschieden. Nun — Sie haben ungefähr gesehen oder gehört, wie ich lebe; dazu kann ich ihnen sagen, daß ich mehr habe, als ich ausbe. — Würde es Ihnen denn Vergnügen machen, gerade sehr reich zu sein, Fräulein Therese?“ fragte er.

Sie schaute zu ihm auf. Ja, wie gerne wäre sie reich gewesen, so recht sehr reich! Wie oft hatte sie es gedacht, die letzten Jahre her. Ihr geheimes, sehnüchtes Verlangen spiegelte sich leicht in ihrem Gesichte ab, denn Herrn Heinberger kam, wie er Therese ansah, ein plötzlicher Einfall.

„Lassen Sie uns einen Vertrag machen“, sagte er. Dann suchte er erst nach Worten, um seinen Gedanken einzukleiden, aber nicht lange. „Ich sehe wohl“, begann er, „daß nicht das über Alles mächtige, zur That drängende Gefühl, das man Liebe heißt, es sein kann, das Sie mir entgegenführen wird; ich bin nicht der Mann dazu, ich weiß es, ein solches einzulösen. Ich halte dies auch nicht eben für nöthig. In unserm Alter, nicht wahr? sind wir wohl Beide über dergleichen hinaus und überlassen das jungen Schwärmern. Nach und nach bekommt man ja andere Ansichten über Lebensglück und dergleichen; man schaut praktischer. Gerade Sie, Therese, können in ihrer mühevollen, einsamen Lebenslage nicht anders als zur Einsicht gekommen sein, welcher Werth für uns bedürfnisvolle Menschentinder Besitz oder Reichthum hat. Nun sehen Sie, ich halte Sie durchaus nicht für habgüchlich, ich weiß das besser“, lächelte er, „denn ich sah zu gut, wie Sie bei all Ihrer Armuth so durchaus glücklich und zufrieden waren, ich hörte auch, als ich nachforschte, daß Sie mit dem Wenigen, das Sie verdienen, noch Andere werthig unterstützen. Sie müssen mir mein Spioniren zu Gute halten“, schaltete er ein, als er Therese erröthen sah, „ich mußte Sie durch und durch kennen lernen, bevor ich Ihnen meine Wünsche ausdrücken konnte — nun aber, trotzdem, könnte Ihnen die Aussicht angenehm erscheinen, nicht Ihr Lebenlang Kleinkinderlehrerin sein, nicht stets Ihr Brod selber mit Mühe verdienen zu müssen — habe ich Recht? — statt dessen aber mitten in behaglichem Dasein, mit vollen Händen schöpfen

und austreuen können? Ich denke dabei nicht, daß Sie das Geld an Tand und Unnütziges hängen würden, aber sie könnten dann Ihrem guten Herzen so recht nach Bedürfnis folgen und Andere mit Ihrem Ueberfluß beglücken —“.

Therese hörte immer aufmerksamer. Ihre Augen waren groß und ihr Athem kurz. Herr Heinberger sah, daß er auf gutem Wege war.

„Jetzt kommt mein Vorschlag“, sagte er. „Er soll Ihnen nur beweisen, daß ich Sie mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln erringen möchte, denn ich schätze Sie hoch. Wenn Zwei einander heirathen sollen, so trägt ja Jedes herbei, was es geben kann, und legt es auf die Waagschale. Sie, Therese, Sie geben mir Ihr eigenes liebes Selbst und mit Ihnen meinem einsamen Hause eine vorzorgende Hausfrau, meinen Kindern eine Mutter, mir selbst Ihre freundliche Nähe, uns Allen eine schöne Zukunft. Ihre Gaben wiegen schwer, sehr schwer in meinen Augen, gerne möchte ich die meinen ebenso machen für Ihre Begriffe. Ich kann Ihnen nun wohl ein sorgenfreies Leben bieten, ich lege dazu meine Zuneigung und meine Dankbarkeit für Sie, aber da ich alternder Mann, um Ihnen alles zu sagen, auch meine Eigenheiten dazwischen streue, so muß noch etwas mehr dazu, um die Schale annähernd voll zu machen, und, so dachte ich mir, ich möchte Ihnen, wenn Sie meine Frau würden, ein besonderes Geschenk machen. Sie frugen mich vorhin, ob ich sehr reich sei, und ich antwortete Ihnen, daß ich mehr hätte als ich eben brauchte. Wenn ich meine Auslagen voll und ganz berechne, so bleibt mir, da ich für unnöthigen Luxus keine Bedürfnisse habe, immerhin ein Kapital übrig, dessen Zinsen ich nie berühren muß, das also gewissermaßen als unnöthigen Besitz brach liegt, dieses Geld, Therese, schenke ich Ihnen. Ich will es auf hunderttausend Franken stellen, es soll Ihnen gehören als unbefristetenes Eigenthum, mit dem Sie schalten und walten können wie Sie wollen. Ich werde nie nach dessen Verwendung fragen, ich verspreche es Ihnen. Sie könnten also, wie ich Ihnen sagte, Ihrem Drang zu geben und zu helfen, volles Genüge thun. Das ist die eine Freude, die ich Ihnen verschaffen kann. Wiegt sie in Ihren Augen schwer genug, um mich Ihnen werth, um Ihnen den Entschluß, meine Frau zu werden, leichter zu machen?“ fragte er zuletzt gespannt. „Am Tage, da Sie Ja sagen zu meiner Werbung, stelle ich die Schenkungsurkunde für Sie aus.“

Hatte sie nicht gehorcht, hatte sie nicht recht verstanden, was ihr gesagt wurde? Sie blieb regungslos und stumm, während er mit Ungeduld wartete, welchen Eindruck sein Anerbieten machen würde.

„Therese, sagen Sie Etwas!“ rief er nach einer Weile dringend, fast beschlend. Ihn dächte, sein gebotenes Geschenk sei wenigstens einer Beantwortung werth. Er hatte jetzt Alles drangelegt, um Therese zu erwerben, den letzten Trumpf ausgespielt; ihn hatte, als ihm vorhin sein Vorschlag gleich einem leuchtenden Stern plötzlich aufgetaucht war, zugleich das Siegesbewußtsein erfüllt, den Kampf zum Voraus gewonnen zu haben, und jetzt glaubte er mit Verwunderung zu sehen, daß er weiter vom Ziele war als vorher. Therese blickte so finster, nicht auf ihn freilich, sondern zum Fenster, weit in die Ferne. Was suchte sie dort? Einen Entschluß — Festigkeit, um ihrem Bewerber eine Antwort zu geben?

Sie wandte sich endlich ihm zu. „Lassen Sie mir noch ein wenig Zeit, um zu denken“, bat sie. „Ich — ich kann mich augenblicklich nicht entschließen“, und verwirrt, fast hülfesuchend schaute sie ihn an, so daß sonderbarer Weise eine Art Mitleid mit ihr ihn erfaßte.

„Nein, nein, ich will Sie nicht drängen“, sagte er in beruhigendem Tone. „Sie sollen ruhig denken und sich dann frei entschließen. Nur“, setzte er hinzu, „möchte ich Sie doch bitten, meine Wartezeit nicht gar zu lange auszudehnen.“

„Eine Woche“, sagte sie leise.

„Eine Woche!“ wiederholte er, „das ist lang. Aber, wie gesagt, Sie sollen Ruhe und Zeit haben,

